

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Philister

Dallago, Carl

Innsbruck, [1912]



Universitätsbibliothek
Innsbruck



30109

Philister

von

Carl Dallago



Brenner-Verlag Innsbruck

[1912.]

UB INNSBRUCK



+C94293502

(30.109)

Alle Rechte vorbehalten

20/12 912, Pflichtexemplar.



20/12 912.

Druck von R. & M. Jenny, Innsbruck

10.02.004

Durch herbstliche Wälder streifend, die in ihrem Farbenzauber ungemein wohlthuend auf mich wirken, sinne ich nach über den Begriff Philister. Es eilt mir nicht mit seiner Feststellung. Vielleicht komme ich auf Umwegen zum Ziel.

Ich frage mich: Könnte ein Philister meine Lebensweise aufnehmen? — Er wäre todunglücklich. Könnte er Einsamkeit aushalten? — Er würde toben. Könnte er nachsinnen über Dinge, die keinen Vorteil bringen? — Er will doch kein Narr sein. Was will er denn? Er will schein en und darum nicht allein sein. Wenn er nur nicht an sich und die Dinge mit nutzlosem Denken heranzukommen braucht! Wessen er bedarf, ist: die Gesellschaft und das praktische Vorwärtskommen mit allem, was drum und dran hängt. Er will das Dasein gesichert. Er stellt es sich vor als etwas zwischen vier Wänden und gut eingerichtet. Er stellt sich auch das Jenseits noch so vor, wo er daran denkt. Und er denkt daran, wenn es ihm hier weniger gut geht. Seine Verankerung liegt in der Menge. Daß viele da sind, die wollen wie er: es gibt ihm seine Sicherheit. In der Mehrheit lebt er, ist er zu Hause. So ist ihm das Herkömmliche — das Konventionelle, als das

Diktat der Vielen, auch Leitstern und prägt ihm sein Verhalten und weist ihm die Wege zu seinen Zielen. Und diese sind: Wohlleben und Ansehen. Aber er denkt nicht, sich beides nur durch Fähigkeiten zu verdienen. Er fragt sich so: Was verleiht nächst dem Gelde Wohlleben, Rang, Ansehen? — Die Gesellschaft. Sie wird ihm daher erste und letzte Instanz für sein Tun. So empfängt der echte Philister sein Leben gleichsam erst von der Gesellschaft: es ist ihm seine Geltung bei ihr. Die Folge ist: er hascht emsig nach lauter äußerlichen Dingen. Er feilscht um sie, erhandelt sie sich, tauscht sie ein für sein Betragen — für sein Sichfügen — für sein Sichverwendenlassen. Er hat kein Gefühl dafür, daß ein so Erreichtes am Menschen totes Gewicht ist; ihm macht es erst den Menschen aus. Sein ganzer Mensch ist auf Sinnahme gestellt, nichts an ihm auf Abgeben. Er weiß nichts vom Glück des Gebens — nichts von der Natur, an der alles Abgeben ist; die vielleicht zerstört, um immer wieder geben und verschwenden zu können. Er gibt nur, um mit Gewinn zurückzuerhalten. So spendet er nur dem Wohlhabenden und drückt sich vor der Armut, mag er an äußerem Gut noch so reich sein.

Hier schaue ich den notwendigen Gegensatz zum Philister im schöpferischen Menschen. Das Gegensätzliche an diesem erstreckt sich auf alles: auf Ziele und Trachten, auf Tun und Lassen, auf Charakter und Wesen, auf die Ausatmung seines ganzen Menschentums. Zugleich zeigt sich mir, daß es heute keinen eigentlichen Philisterstand oder =Beruf gibt, daß der Philister jeden Stand und jeden Beruf einnimmt, daß er wahrscheinlich in den sogenannten gebildeten Berufen beinahe die Regel und der Nichtphilister die Ausnahme ist. Aber wie die Regel die Ausnahme erst wertvoll macht, so die Philister=Menge den vereinzeltsten Nichtphilister in jedem Berufe. Auch im Künstler= und Dichter=Beruf. Denn die

wenigen Berufenen werden auch hier von den vielen Unberufenen überwuchert. Die geregelte Buhlschaft von Presse und Gesellschaft, der Herd und die Brutstätte des Philistertums, ist auch hier bestrebt ihre Wesensverwandten, die Unberufenen, gegen die Berufenen auszuspielen. Daher das Sichbreitmachen des Philisters auch in der Kunst. Der lesbarste Teil der Kunst, die Literatur, offenbart es in unerquicklicher — ja oft wüster Deutlichkeit.

* * *

Es mögen in der heutigen Gesellschaft alle Abstufungen vom gemeinen Philister bis zum schöpferischen Menschen vorhanden sein. Der wahrhaft schöpferische Mensch aber gehört nicht mehr der Gesellschaft an. Daran ist nichts zu ändern. Es mag manchmal wie unbewußt sein, weil er sich selber darüber noch nicht Rechenschaft ablegte. Er mag auch in der Gesellschaft weilen. Er mag sogar von ihr Huldigungen hinnehmen. (Es kommt selten genug vor.) Sein inneres Menschentum, die Quelle seines Schöpferischen, berührt es nicht. Das ist außerhalb der Gesellschaft verankert. Freude und Schmerz des schöpferischen Menschen, und mit ihnen sein Tun und Lassen, sind den Händen der Gesellschaft völlig entwunden. Wo das nicht zutrifft, ist das schöpferische Element noch nicht reif oder stark genug, oder es ist bereits angekränkelt und verdorben.

Das schöpferische Element kommt der Gesellschaft nicht entgegen. Es ist feindliche Witterung da. Je mehr sie sich gegenseitig entblößen, um so größer werden die Gegensätze. Das schöpferische Element treibt der Menschwerdung zu: es eröffnet in den Menschen wieder den Menschen. Die Gesellschaft treibt von der Menschwerdung ab: sie verschließt und unterdrückt in den Menschen den Menschen. Wo ein großer schöpferischer Mensch auftritt — sei es Tatmensch oder Künstlermensch —, geht er über die Gesellschaft

hinweg wie über Schlaken — wie über Ueberbleibsel ausgebrannter Leben. Es muß so sein, denn, wer das Ansehen der Natur in sich trägt und lebt, gewahrt die ganze Wichtigkeit des Ansehens der Gesellschaft als eines Angelernten und Vereinharten. Die Gesellschaft ist das Erste, das vom schöpferischen Menschen überwunden werden muß.

Ist einmal soviel erkannt worden, verspürt man — oft bis zur schmerzvollen Greifbarkeit — bei weiterem Hineinsehen in das Leben der Gesellschaft: Der Mensch dringt nicht mehr zum Menschen durch. Sein Dasein empfängt das Leben nicht mehr vom Quell. Es hat sich um sein Menschentum eine gleißende Kruste — eine auffaugende Umpanzerung gebildet, die alles Leben in Empfang nimmt, trübt und verflacht und so erst weitergibt. Diese Umpanzerung ist die Vermittlung. Sie ist in der Religion da, in der Kunst, im Leben. In der Religion ist es das dogmatifizierende Element, die Kirche; in der Kunst das profanisierende, die Presse; im Leben das rationalisierende, die Gesellschaft. Ueberall bedeuten die drei eine Veräußerlichung — eine Verschneidung — eine Verengung. Wo sie lange Zeit ungestört ihr Handwerk treiben, entstellen sie oft die ursprünglichen Begriffe bis zur Unkenntlichkeit. Im Menschentum des schöpferischen Menschen leben diese Begriffe neugeboren wieder auf. Seine Schöpferkraft spiegelt die Ursprünglichkeit. Und es werden langsam die Schäden und Entartungen erkannt, die derartige Vermittlungen am ursprünglichen Stand des Menschen und der Dinge ange richtet haben. Es gilt nun die eigene Sichbefreiung: die Ausscheidung solcher Vermittlung. Dann erst dringt der Mensch wieder zum Menschen durch.

Der Philister hat sich durch die Presse in der Literatur eingebürgert. Heute findet er in dieser bereits sein Ge-
 deihen auf Kosten des schöpferischen Schriftstellers — auf
 Kosten des Künstlers und Dichters. Die rapide Zunahme der
 Romanschreiber, die ihr Geschäft in der Literatur machen,
 spricht deutlich genug. Sie zeichnen sich im allgemeinen
 dadurch aus, daß sie niemals einen eigenen Gedanken
 haben. So verursachen sie keine Störung dem Hergebrachten,
 und die Gesellschaft hat nicht zu befürchten, daß von ihnen
 an das eingefargte Menschliche gerührt wird. Taucht als
 Ausnahme da und dort einer auf, der dieses Menschliche in
 Typen, die der Gesellschaft nicht angehören, künstlerisch zur
 Darstellung bringt, so findet man vielleicht an ihm interes-
 sant die Vorführung vom Wesen und Treiben so fernstehen-
 der halbverwilderter Menschen. Daß der Künstler in ihnen
 sein Menschentum unterbringt — seinen Hang nach Men-
 schentum, den er in solcher Form als ein Lebendiges und
 Wertvolleres der Gesellschaft entgegenstellt, das bemerkt nie-
 mand und will niemand bemerken. Presse und Gesellschaft,
 blind vor Dünkel, sehen immer nur Fortschritt und müssen
 so sehen, um das Verlogene und Verfallene ihres Tuns
 vor sich selber zu verbergen.

In den bildenden Künsten ist es noch leichter von den
 Vermittlern der Kunst getäuscht zu werden. Der schöpferische
 Künstler dringt hier vielleicht eher durch. Aber man liest von
 ihm nicht das Schöpferische ab, sondern hält sich nur an das
 Neußerlichste. So gilt heute noch bei Markt und Presse Gio-
 vanni Segantini als der Maler des Engadin oder des Hoch-
 gebirges. Daß seine Seele in seinen Bildern lebt, die darauf
 ausging, der Natur den Menschen zurückzuerobern und dem
 Menschen das Endlose, das ihn mit allem Rätselhaften

in Verbindung setzt: das kann weder Presse noch Gesellschaft brauchen. Anderen Maler-Künstlern ergeht es nicht besser. Und doch ist vielleicht gerade im Malerischen das Künstlerische erst dann vorhanden, wenn es der Darstellung gelingt, dem Dargestellten die Begrenzung zu nehmen. Ist doch das schöpferisch Künstlerische wie eine Einderleibung in das Rätselhaft-Endlose durch das Wesen der eigenen Persönlichkeit. Damit doch haben Presse und Gesellschaft nichts zu tun.

Hier kehre ich zum Philister in der Literatur zurück. Er ist bereits seßhaft in ihr. Seine freieste Spielart weist noch genug Gegensätze auf zum schöpferischen Menschen. So sieht einer dieser freien Gattungen in der heutigen Zeit einen wahren Segen für den Dichter. Sogar in der Provinz. Und meint: „Rein Fluch mehr ist die Poesie . . ., und wer ihr Zeichen auf seiner Stirne trägt, der ist nicht mehr verfehmt. Der neuen Zeit haben sich auch die Bergtäler . . . nicht länger verschließen können, und mit ihrem Einzug ist der mißtrauische Haß gegen die Poeten von selbst allmählich verstummt.“

Ich sage mir dagegen: Vielleicht, wenn sich unsere Bergtäler dieser neuen Zeit mehr verschlossen hätten, wäre heute das Schrifttum, und mit ihm die Dichtung, nicht auch bei uns in die Hände so vieler Unberufener geraten. Die sind freilich nicht verfehmt. Nie und nirgends. Aber der schöpferische Schriftsteller, der Dichter, hat in unserer veräußerlichten geordneten Zeit vielleicht einen schwereren Stand als je. Denn das Schöpferische ist es, das verfehmt. Es reißt die Klust auf zwischen sich und allen herkömmlichen Beständen, die ihm ein Getrübetes und vielfach ein Erstarrtes, ein Totes, bedeuten. Und so ein Schöpferisches bringt neues Blühen, gibt neues Leben. Das isoliert, das schafft Distanz. So verfehmt sich einer, der Schöpferisches gibt, gleichsam selber. Sein Verhalten, das seine Seele ausströmt, ruft in der di-

stanziierten Gesellschaft die Achtung hervor. Denn so einer nimmt nicht nur nicht den Platz ein, den ihm die Gesellschaft bereit hält, sondern er hat in sich für die ganze Gesellschaft keinen Platz übrig. Daher wird es immer noch so sein: daß so einer „das Zeichen auf seiner Stirne trägt“ —, daß gegen ihn „der mißtrauische Haß“ da ist, — daß er sehr vereinzelt steht. Die gegenteilige Ansicht, die journalistischen Vermittler-Naturen und Gesellschaftsmenschen eignet, sieht und wertet eben das Verwandte, den Philister, noch am Dichter. Und es läßt sich nicht leugnen: Es überkommen auch den schöpferischen Menschen schwache und müde Stunden, die ihn willig finden, dem Philisterium zu opfern. Doch das ändert an der Sache nichts.

*

Wie weit das Philistertum bei uns bereits die Literatur angefressen hat, bekundet mir der Aufsatz „Der Verbrecher in der Literatur“ von Karl Hans Strobl im „literarischen Echo“. Herr Strobl will dartun, daß der Verbrecher in der Literatur bereits gesellschaftsfähig sei und nennt dieses Avancement „Amerikanismus“. Die ausgeflügelte ironische Tonart, die sich hörbar macht, scheint zwar daran Anstoß zu nehmen, aber es ist so vorsichtig getönt gesagt, daß, falls es Beifall fände, es auch ernst gemeint sein könnte. Dieses dem Publikum Anheimstellen der Bestimmung, wie etwas gemeint sei, ist immer verdächtig. So machte mir das Gehörte einen unangenehmen Eindruck. Was will er?, fragte ich mich. Ich fühlte, da verummmt einer seine Gesinnung. Und der unangenehme Eindruck verstärkte sich. Es ist alles auch viel zu fesch und schneidig dargeboten. Die einschlagendsten Gemeinplätze marschieren vor einem auf, stramm und sicher aneinander gereiht. Der laute Schritt der Sätze scheint einen inneren Mangel übertönen zu wollen. Es ist gewiß die Arbeit eines Rönners!

Hier erinnere ich mich, seinem Namen in den Heften der Rönner-Zeitschrift „Licht und Schatten“ bereits begegnet zu sein. Er trat darin auf in den mannigfachsten Kostümen. Der Mann muß ungemein geübt sein im Scheinen — im Vortäuschen. Und da erkenne ich den Philister. Jetzt fällt mir auch ein, wie ein Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ einmal einen „Meisterroman der Phantastik“ anpries. Der war auch von ihm. Das Feuilleton aber war so elend dilettantisch, daß ich vom „Meisterroman“ auch genug hatte. Daß Herr Strobl die Phantastik und das Spannende liebt, glaube ich gern. Er mag als Rollenstudierender auch fleißig hinter Edgar Allan Poe her sein. Das abenteuerlich Phantastische imponiert ja dem großen Publikum, und als Rolle ist es ungefährlich. Wenn aber so einer ein wichtiges Gebiet der Literatur und des Menschentums mit seinen kostümierten Scherzen betritt, dann möchte man abwinken. Das geübtere Ohr erhört zu leicht aus der Schneidigkeit und Sicherheit des Auftretens das unwickelte Geslunke.

Im Aufsatz liest sich: daß Schiller „pathetischer Moralist“ — und daß seine Ethik „ausgesprochen dualistisch“ ist; daß Nietzsche „die kraftvollen, bedenkenfreien Verbrechernaturen der Renaissance“ bewundert; daß in der Romantik, „in diesem Kreis wildwüchsiger Individualitäten“ genug Dinge vorgingen, „die dem braven Zeitgenossen die Haare zu Berg stehen ließen.“ Und noch mehr derartiges, untermischt mit Flunkerschüssen, wie: „Der Fall Schiller illustriert die künstlerisch-ethische Grundanschauung der Literatur von zweieinhalb Jahrtausenden“ — oder „Verbrechertum ist Lebendigkeit in ihrer leichtest faßlichen Form“ — oder „Im Alltagsleben, im gleichförmigen Gang der Ereignisse — es ist immer, als warte der Verbrecher in uns auf seine Gelegenheit“ — oder „In der Schwarz-Weiß-Manier von Anno dazumal stand er ganz im Schatten, dann kam die Zeit des

Helldunkels, da man seine Seele suchte und den Menschen in ihm, jetzt steht er ganz in Glanz und Glorie. Kürzeste Formel: früher wurde der Held zum Verbrecher, jetzt wird der Verbrecher zum Helden“. Und der Held zum Philister. Diese wichtige Ergänzung bleibt uns Herr Strobl schuldig. Dafür fährt er fort darzutun, wie er mit allem Neuesten auf diesem Gebiete auf vertrautestem Fuße steht, und harrt in dieser stattlichen Geste aus bis ans Ende, wo er dem vermeintlich neuesten Verbrechertyp in der Literatur noch einmal den Glanz seines Wizes schenkt: „Dem smarten Amerikaner — —, dem Virtuosen in seinem Fach, — — dem die halben Millionen zuflogen und — nicht zu vergessen — die Misses“. Vor Schluß huldigt Herr Strobl eiligst noch der deutschen Gemütsiefe, die er Mutter Wolfen in Gerhard Hauptmanns „Biberpelz“ nachrühmt. Aber man hat das Gefühl, als wolle er, wie bisher, mit seinem Wissen und Können, nun auch noch mit seiner deutschen Gemütsiefe flunkern.

So erst mich ins richtige Verhältnis setzend zum Gelesenen, lese ich nochmals den Anfang des Aufsazes: „Seine Laufbahn begann ganz tief unten. Der Verbrecher ist ein Emporkömmling in der Weltliteratur. Er war verachtet, gehäßt, gefürchtet, gemieden und ausgestoßen. Sein Anblick war dem Guten ein Greuel, und wenn er ein Ende mit Schrecken nahm, so war Jubel und Zufriedenheit allenthalben. Irrendwie war er von Gott gezeichnet oder der Böse hatte ihm sein Kennzeichen aufgeprägt. Rothhaarig, bucklig, hinkend oder schieläugig wanderte er durch das Leben, und wer Augen hatte zu sehen, der konnte nicht im Zweifel sein, daß diesem abschreckenden Neußeren eine gleich abscheuliche Seele entspreche. Jetzt aber bewegt er sich mit voller Sicherheit im Salon, trägt Frack und Smoking genau nach der Vorschrift, durchbrochene Seidenstrümpfe und eine Kamelie im Knopfloch. Im Gegensatz zu anderen Emporkömmlingen könnte

man ihn für den Aristokraten halten, für den er sich oft genug ausgibt.“

Und nun finde ich in Herrn Strobl selber die Lösung dieser romantischen Darstellung. In ihm geschah das vermeintliche Emporkommen des Verbrechers, nicht in der Zeit und Literatur. Zuerst als Kind sah er den Verbrecher so, wie er ihn zuerst schildert: er hatte es vom Hörensagen. Nachher ward das Kind Schuljunge, wuchs und lernte und wurde Amtsperson, dann Gesellschaftsmensch, zuletzt — Philister in der Literatur. Der schrieb den Artikel und sieht den Verbrecher in Smoking und erinnert zugleich selber sehr an den smarten Amerikaner, „der ein wohl assortiertes Lager von Paradoxen und Aphorismen hat (im Wilde'schen Ausverkauf billig erstanden)“ oder sonstwo.

So kam diese literarische Verbrecher-Schaubude zustande, in der ein Könner seinen inneren Mangel ausstellt, den er dem Verbrecher zulegt. Wenn Herr Strobl ein Dichter wäre, wenn er je einen eigenen schöpferischen Gedanken aufbrächte, dann hätte er seiner ausgestellten Wahrnehmung einen Sinn und Kern geben können. Sie würde dann vielleicht aussagen, daß in der Gesellschaft als Institution die Herkunft des Verbrechers zu suchen ist, daß das Verbrechen zumeist aus der gesellschaftlichen Ordnung hervorgeht, die ein Gewaltfames am Menschen bedeutet. Daß sich Künstler und Dichter von jeher des Verbrechens annahmen, als eines innerlich Verwandten. Daß der Verbrecher so in die Literatur kam, wo immer es Literatur gab. Doch das alles fällt Herrn Strobl nicht ein. Aber geistreich und alles-wissend und -könnend zu sein: welcher Philister gäbe sich nicht gern dafür aus? Und so flirtet Herr Strobl, der Gesellschaftsmensch, um den Verbrecher herum und läßt ihn schließlich als Elegant in der Gesellschaft heimisch werden. Es besagt: Er verphilistert sogar den Verbrecher. Es wäre das Faulste und Morsche,ste,

was sich eine Literatur leisten könnte. Der Künstler und Dichter sträubt sich schon gegen einen solchen Gedanken. Der Verbrecher ist ihm immer noch im Grunde der Ausbruch eines Menschentums und nur ein Gescheitertes in der Wahl der Mittel. Und immer ehrt er in ihm noch das Wachsein dieses Menschentums, das der Gesellschaft verloren ging. Aber heute wimmelt es unter den Literaten von Philistern und nichts, was sie berühren, ist vor Verphilisterung sicher. Es ist auch der Grund meines Verweilens bei einem Geschriebenen, das an sich belanglos wäre.

Wie es heute aussieht, ist die Gesellschaft bereits das brandende Meer, darin alles untertaucht, auch Künstler und Dichter, kaum daß noch bei diesem und jenem der Schopf sichtbar ist. Presse und Zeitschriften, alles Oeffentliche hilft mit das Philiströse hineintragen in Menschen und Dinge. Es erfrecht sich in der Literatur ein Ton umzugehen, der das Ausgesetzte — das Alleinstehen — das Einsamsein — das Aushalten als ein Versagen bezeichnet, als ein Minderwertiges und Unzulängliches. Herr Strobl, der überall vom Laufenden nimmt, spielt ihn uns so vor: „Der Künstler von heute ist ein halber Geschäftsmann geworden, er hat einen Blick für „Konjunkturen“, er wünscht nicht durch wirre Lockenfülle und flatternde Krawatten aufzufallen. Die Peter Hille sind ganz seltene Vertreter einer aussterbenden Gattung. In der Großstadtboheme von heute verbleiben zumeist nur die, die es nicht weiter bringen, weil sie nicht können. Aber im Busen eines jeden von ihnen brennt die Sehnsucht nach einer Feuilletonredaktion oder nach einer Lektorstelle bei einem Verlag“. — —

Gut, mein Herr, es soll Ihr Recht sein, Künstler und Dichter nach I h n e n zu beurteilen. Gewiß doch ist, daß kein Künstler oder Dichter Sie n a c h s i c h beurteilen wird. Und wenn die Künstler und Dichter aussterben, so stirbt für diese Zeitweile

auch die Literatur aus, insoferne sie mit Kunst und Dichtung noch zu tun hat. Der „Konjunkturen“-Mann kann sie bestimmt nicht ersetzen. Der ist nicht Künstler, da verwechseln Sie! Der ist Nur-Könner. Der spielt überall seine Rolle gut: im Berufsleben, in der Gesellschaft, in der Kunst. Der Künstler nirgends. Der kennt keine Konjunkturen. Er ist Schaffender und hört nur auf sich und will nur sich anbringen. So ist der Künstler und Dichter an keine Lebensweise gebunden, (auch der Lektor — sogar der Zeitungsredakteur kann Künstler — kann Dichter sein, wenn derlei Beruf auch sicher nie von ihm innerlich ersehnt ist) wohl aber an eine Denk- und Gefühlswiese: an die eigene. Wo die fehlt, ist etwas nie Kunst — nie Dichtung, mag es noch so künnerisch und wisserisch und schneidig vorgetragen sein.

III

Die Art, die den Philister in der Literatur zu Ehren bringt, scheint heute systematisch im Betrieb zu sein. Die Könnerfreunde, die Journalisten und Zeitschriftenzuhälter, zielen darauf hin. Es nimmt sich aus wie ein letztes Aufgebot. Daß die Könner nicht die Künstler und Dichter sind, fängt man an einzusehen. Nun wagt man eine letzte Wendung und will dartun, daß der Künstler und Dichter, rein nur als solcher, im Bestande für sich, ein Unfertiges sei, ein grotesker Entwicklungsstand, der sich mit der Reife verliere. Und die Reife wäre: die Einreihung in die Gesellschaft. Presse und Zeitschriften vervielfältigen diesen Gedanken, der die Nur-Könner ihrer wahren Art, des Philistertums, überführt und die Kunst in die Hände der Könner überführen möchte.

Das literarische Echo hat den Gedanken durch Herrn Strobl

zu tönen gebracht. Nun kommt noch „Die neue Rundschau“. Sie enthält einen Essay über Chamisso von Thomas Mann, der so abschließt: „Es ist die gute alte Geschichte. Werther erschof sich, Goethe blieb am Leben. Schlemihl stiefelt ohne Schatten, ein nur seinem Selbst lebender Naturforscher, grotesk und stolz über Berg und Thal. Aber Chamisso, nachdem er aus seinem Leiden ein Buch gemacht, beeilt sich, dem problematischen Puppenzustande zu entwachsen, wird seßhaft, Familienvater, Akademiker, wird als Meister verehrt. Nur ewige Bohemiens finden das langweilig. Man kann nicht immer interessant bleiben. Man geht an seiner Interessantheit zugrunde oder man wird ein Meister.“

Man erhört hier: Es ist die berühmte Tonart. Und auch ein Thomas Mann scheut sich nicht, sie vorzutragen. Sie gefällt auch ihn zu den „Herren“ in der Kunst. Als dem Bruder von Heinrich Mann möchte man ihm Besseres zutrauen. Aber das Faule steckt eben an. Und ein zu langes Verweilen in Rönnergemeinden, wie sie das heutige München vorwiegend aufweist, verdirbt jeden Künstler. So ist auch, was Thomas Mann sagt, ein Verdorbenes. Der Essay mag gut sein, und „Peter Schlemihl“ ein Meisterwerk Chamissos. Es entstand auch (wie wir hörten) aus dem Leiden — aus dem Ausgefektsein dieses gewiß lebenswürdigen Dichters: es wäre zur Zeit, da er — nach Thomas Mann — noch im Puppenzustand war. Also machte ihn doch dieser Zustand und nicht das Aufgeben des Zustands zum Meister. Oder will Herr Mann sagen, daß erst die Zeit, da man verehrt wird, einen zum Meister macht? Das wohl doch nicht! Sein Entweder-Oder am Schlusse stimmt ebenso nicht. Und das Interessantbleiben beschäftigt gewiß auch keinen Künstler. Den beschäftigt ein anderes — auch ein anderes Entweder-Oder. Ein einziges. Es ist: Der Gesellschaft opfern und Philister

werden, oder sein Leben leben und vielleicht ein Meister werden und zugrundegehen. Denn dies Zugrundegehen wäre wohl ein Gegenteiliges: ein Aushalten, ein Sich-treu-bleiben bis ans Ende — ein sieghaftes Unterliegen. Und jedenfalls gingen so mehr Meister zugrunde als Philister.

Herr Thomas Mann mag das nicht mehr verstehen. Sein sehr bedenklicher Satz: „Der Schatten ist in Peter Schlemihl zum Symbol aller bürgerlichen Solidität und menschlicher Zugehörigkeit geworden“, läßt mir keinen Zweifel mehr an seiner soliden Landung im Philistertum. Sonst müßte er noch verspüren: Es ist eben seine menschliche Zugehörigkeit, was den Künstler von der bürgerlichen Solidität trennt. Und wenn diese „mit dem Gelde zusammen“ das sei, „was man zu verehren habe, wenn man unter den Menschen leben wolle“, so bedeutet dies „unter den Menschen“ noch lange nicht: unter Menschen. Und wenn „den Bürgern... den Philistern... der ironische Zuruf“ gilt: „Songez au solide!“, so heißt das, wenn es ein Künstler sagt, gewiß nicht „aus einer Not eine Ueberlegenheit machen.“ Am Künstler ist es immer ein Ueberlegeneseß, das ihm noch zur Not wird. Das weiß aber der nicht mehr, in dem die bürgerliche Solidität, das Philistertum, bereits diktierend umgeht.

So legt unser einer auch das beiseite, denkend: wieder ein Mann weniger in der Kunst! Und man gelobt sich hier zu: daß, falls einem die auszeichnende Kraft des Aushaltens nicht beschieden sein und man selber noch in der Gesellschaft landen sollte, man doch niemals diese Landung als Reife-stand für den Künstler ausgeben — und so zum Verräter werden würde an der Kunst.

* * *

Die Aeußerlichkeiten der Bohème machen gewiß so wenig den Künstler und Dichter aus wie flatternde Locken und

Krawatten. Derlei ist zuoft Vortäuschung und mag daher eher Könnern eignen als Künstlern. Aber das Schattenlose ist ein anderes. Es ist der Einfall eines Dichters, der das Geniale des Einfalls vielleicht vorzeitig verlassen hat. Ich nehme den Einfall nun auf und versuche ihn weiter treiben zu lassen.

Das Schattenlose versinnbildlicht mir das Schöpferische. Es liegt im Wesen des Künstlers — des Dichters, das auch in anderem nur sich selber zugewandt ist. Solchem Wesen fehlt das Feste: das Hergebrachte und Anerkannte; es hat keinen Anteil, keine Stütze am Bestehenden. Es mangelt ihm gleichsam der Schatten des Festgelegten. Die Breit-schattigen — die Dicken sind die Sichfesthaltenden am Festgelegten. Wenn in ihnen auch nichts da ist, so ist doch um sie dies vermeintlich Feste da, daran sie sich halten, daran sie förmlich kleben und davon sie ihr Ansehen herleiten. Dieses wiederum hängt von der Fläche ab, die sie am Festen, am Bestehenden einnehmen. Je mehr einer Philister ist, umso mehr Fläche besetzt er, umso größer ist sein Schatten, denn umso mehr tritt das Festgelegte als Ganzes für ihn ein: dieses Ganze, das wie eine starre Schlackenanhäufung früherer Leben ist und jedem neuen Lichtstrahl der Schöpfung im Wege steht.

Der Künstler und Dichter aber steht der Schöpfung nicht im Wege. Er läßt sie durch sich durch. Er ist wie Kristall, das immer klarer und durchsichtiger wird, je mehr er sich der schöpferischen Erfüllung nähert. Wo er sie erreicht, ist er ganz Schöpfung. Da hat er alle Begrenzung von sich getan. So wirft er keinen Schatten mehr.

Nach dieser Richtung müssen wir unsre Anker auswerfen, wenn wir wahrhaft Schöpfer — wenn wir Dichter sind. Die Verankerung in der Gesellschaft, das breite Schattenwerfen, ist niemals Sache eines schöpferischen Meisters in

der Kunst. Wo es noch von ferne gedacht wird von Künstlern oder Dichtern, ist es Selbstbetrug. Wo es aber ausgesprochen und behauptet wird, zieht es die Kunst in das Bereich des Philistertums hinein, weil sie, die es behaupten, selber bereits Philister sind und doch als Künstler gelten möchten.

IV

Wie heimisch sich der Philister in der Literatur bereits gebärdet, sagt uns das Autobiographische „Im Spiegel“ von Karl Busse. Vor ungefähr Jahresfrist ward es uns vom „Literarischen Echo“ vorgefekt. Ich habe es noch in Erinnerung als ein völliges Versagen alles Sinnes für das Künstlerische. Das charakteristische Merkmal des Künstlers, das Sichausgeben oft bis zur Erschöpfung, macht dem Karl Busse den Künstler unsympathisch. Herr Busse will zuerst leben. Als wenn es nicht Ansammlung der Fülle des Lebens in einem wäre, was zur Kunst drängte. Seine Lebensauffassung hat er von Nietzsche, und nie ist dieser so fettbürgerlich erfaßt worden! Von ärmlichen Verhältnissen es einigermaßen bis zum Luxus bringen: das hält dieser Nietzschejünger für das Lebenswerteste — auch für den Künstler. So mag er die Künstler nicht leiden, die ihre ganze Kraft ins Schaffen stecken und sich dabei so erschöpfen, daß sie zu nichts anderem mehr zu brauchen sind. So verurteilt er diese Haltung an Konrad Ferdinand Meyer. Er selber aber stellt sich als Dichter in die Reihe der Tüchtigen, die es, wie seine Jugendgenossen, die Herren Warenhausbesitzer Sieh, zu etwas gebracht haben. So vermeint er gelebt zu haben und ist dabei wenigstens so ehrlich zu bekennen, daß seine ganze Produktion bis auf wenige Gedichte so ziemlich wertlos sei. Und von diesen wenigen

guten Gedichten zweifeln wir, ob sie auch selbständig genug sind.

Nun ist das Verhängliche an der Sache aber das: so einer schreibt Literaturgeschichte und bringt sich selber so in sie hinein. Und was ihm sonst an Verständnis abgeht, ersetzt er durch zierliche Redenoten und schmückt es mit buntem Tand. Das gelangt dann an das Publikum. Da ist es kein Wunder, daß die Dichter rosig verwässert aussehen und zusammengeworfen werden mit den Philistern. Und so einer ist nie allein, sondern hat seine Verbindungen mit den Machern der Literatur und Kunst, die immer auch Philister sind. Und begönnert von Markt und Presse weiß er seine Ware los zu werden.

Im Ueberschauen dieser Zustände und ihrer Folgen wird in mir Bedenken wach auch gegen die Art, wie uns die Großen überliefert sind. Es hat gewiß überall Verwässerung — Auslassung — Umgehung stattgefunden: an Schiller — an Goethe — an Shakespeare, um nur Einflußreichste zu nennen. Der große Russe Dostojewski liest sich in der späteren deutschen Uebertragung sehr verwässert und geschädigt in seinen großen Gedanken des Herzens. Alles dies gehört auf das Konto des Philisters in der Literatur. Der genießt den Künstler und Dichter im Geiste der Menge und wertet ihn vom Standpunkte des Bestehenden. Man möchte fragen, warum er überhaupt die Großen gelten läßt? Das hat er halt so übernommen. Seine Wertung ist wie ein Sieb, das das Beste durchläßt. In Wirklichkeit aber ist das Werk eines Künstlers, eines Dichters wie ein Sieb, das nur an sich heranläßt, was ihm seelisch verwandt ist. Es ist daher ein Unding, die Werke der Großen der Menge zugänglich machen zu wollen. Der schöpferisch Schaffende kennt den Begriff Menge nicht, er kennt nur den Menschen. Doch insofern jeder aus der Menge der Menschwerdung fähig

ist, ist er auch zugänglich den Werken größter Künstler und Dichter.

Von Pluralbegriffen wie Presse und Gesellschaft, die es als solche zur eigentlichen Menschwerdung nie bringen, werden die Großen gerne im Verlauf der Zeit des Menschlichsten entäußert. Es ist hier immer wieder eine Revision nötig, eine Aufdeckung, eine Herstellung dieses Menschlichsten. In unserer Zeit besorgt das zuweilen Karl Kraus.

Dieser gründliche Antiphilister erhellte mit der „Fackel“ seines schönen Hasses die Verphilisterung unserer Zeit, das Bild der Kultur der Gegenwart — ihrer Unkultur. Kraus nennt sich selbst einmal „den Künstler aller zeitlichen Schädlichkeit“. Sein flammender Haß weiß überall hinein-zuleuchten und zu brandmarken, sein Haß, der innerer Güte entspringt und deshalb so fruchtbar ist. Denn derartige Haßer sind immer gütigste und innerlich starke Menschen; sie hassen eben das Gütelose und Unfähige jeder Art, wo immer es auftritt. So bildet Kraus zumeist nur das, was er verabscheut, was ihm wehe tut; sich selbst verbirgt er gleichsam im Gewölke seines Hassens. So ist es vielleicht zu deuten, wenn er sagt: „Was ich schreibe, ist geschriebene Schauspielkunst“. Das Bloßstellen und Geißeln philiströser Untaten wird ihm aufgedrungene Rolle. Selten begegnet man den Lichtblicken seiner Liebe. Die graben zuweilen das Menschlichste mancher Großen aus, das unsre Zeit mit einer Kruste Philistertum überwachsen ließ. So berichtete er uns wieder, wie Shakespeare über die Jungfernschaft gedacht, wie Schiller — „als er noch Kraft hatte — die weiblichen Brüste für die Halbkugeln einer besseren Welt“ angesehen hat.

In diesem Schiller'schen geschlechtlich kraftvollen Fixieren der weiblichen Brüste höre ich von der Bestimmung des Weibes nur das Schönste ausgesagt. Auf dieser bes-

feren weiblichen Welt ruhen und ausruhen, wenn ihr Inneres wach ist, gehört immer noch zum erquickendsten Verweilen des männlichen Menschen, — diese Welt zu genießen zu seinen schönsten Festen. Ein Fest, eine Feier doch kann nie ein Immerwährendes — ein Alltägliches sein. Dauer und Häufigkeit profanieren das Festliche eines jeden Tuns. Daher der Genuß der Welt des Weibes von der Natur des Mannes von selber eingeschränkt wird. Umfomehr eingeschränkt, als diese Natur sich verinnerlicht — als ihr Verkehr mit dem Weibe von Neigung und Wahlverwandtschaft abhängig wird. Aber nicht aus Gründen der Sittlichkeit.

Der herkömmliche Begriff Sittlichkeit, als ein von menschlicher Einsicht Gelegtes, ist im schöpferischen Menschen aufgehoben. Sein Naturwerden löst es so in ihm aus. Und sein Umgang mit dem Weibe ist ihm sein menschlichster Umgang mit der Natur — ist gleichsam sein menschlichstes Naturwerden. Im Philister ist dieses Naturwerden aber das Unfittliche, als ein Abtrünnigwerden dem diktierten Festgelegten. Nur im Rahmen dieses Festgelegten darf er natürlichen Dingen obliegen. Es bedingt und kennzeichnet die innere Unfreiheit im Philister wie die natürliche Freiheit im schöpferischen Menschen. Diese Freiheit ist seine Sittlichkeit. Es erhellt die gründliche Gegensätzlichkeit dieser zur Sittlichkeit des Philisters. Und gerade in seinem Menschlichsten erlebt der schöpferische Mensch seine größte Freiheit. Dies Menschliche schmälern wollen am Werke, hieße demnach: die Ausfaat einer Freiheit — einer höheren Sittlichkeit schmälern! Und jeder Große, der sich treu bleibt, muß sich dagegen verwahren.

So hat auch Walt Whitman, einer der größten und gütigsten Künstler-Menschen, die die Welt je gekannt hat, noch als Siebziger in Krankheit und Armut seinen „Sang der Geschlechtsliebe, ja der Animalität“ bekräftigt und sich

dagegen verwahrt, daß man davon in künftigen Auflagen auslasse. Es ist ein zu Mächtiges und Verborgenes in diesem Gebiet gelegen, als daß man davon wegnehmen könnte, ohne in der Folge vielleicht ein besonderes Blühen und Treiben der Seele zu schädigen. Sehen wir doch sogar Jesus, den geschlechtstfreien Menschen aller Zeiten, in gültigem Umgang mit öffentlichen Sünderinnen. Jesus urteilte eben nicht nach dem Schein. Seine göttliche Seele, soweit wir ihrer habhaft werden, war welkenfern allem Philistertum. Erst wo seine Lehre verkirchlicht ward, büßte auch sie ihr Menschlichstes ein. Denn Kirche und Priester haben zumeist die Religion, wie Presse und Gesellschaft die Kunst und Dichtung: sie verphilistern sie.

V

Es bliebe mir noch übrig zu sagen, daß mit der Verphilisterung des Lebens und der Kunst die der Liebe Hand in Hand geht.

„Der Staat und die heikle Frage“, eine Besprechung von Max Burckhard in der „Neuen Rundschau“, belegt meine Aussage. Die unweise Weisheit des Verfassers redet von der öffentlichen Liebe. Nun ist man an Fehlschüsse gewöhnt von einem Sonntagsjäger der Literatur, der zumeist in der schleppenden Tracht des Rechtsgelehrten auftritt. Aber wenn die Fehlschüsse so rechtfchaffen knallen, verdienen auch sie Beachtung. Herr Burckhard meint: „Ich will der Menschheit nicht Anständigkeit um der Religion oder Sittlichkeit willen predigen. Aber Anständigkeit ist immer das Praktischste, das Wirksamste... Das ist das Geheimnis des Lebens, das nur sehr wenige kennen: Anständigkeit ist immer das sicherste Verhalten,

die lukrativste Handlungsmaxime... Und wenn es nichts anderes ist, (ich denke dabei durchaus nicht an irgend ein mystisches Geheimnis), so ist es das, daß eben der, welcher der Unwahrheit folgt, gar so leicht im Schlechten des „Guten“ zuviel tut — — und sich in der Aufgeregtheit zu Uebertreibungen, Ueberflüssigem, Schädlichem verleiten läßt. Während der, der sich stets von der Wahrheit leiten läßt, ... nur den Fehlern aus Irrtum unterliegt“.

Wir fragen: Was? — Wer „sich stets von der Wahrheit leiten läßt“, unterliegt den Fehlern aus Irrtum? Doch bringen wir den Satz auf seinen Sinn, so lautet er wohl: Während der Anständige nur aus Unverstand fehlt. Das klingt hier bedenklich. Der Unverstand wird der wunde Punkt auch des Anständigen. Daß unanständig Handeln unverständlich Handeln ist, hat aber Herr Burckhard dargetan. Somit schöpfen der Anständige, der irrt (und wer irrte nicht!) und der Unanständige aus derselben Quelle. Der Schweite des Herrn Burckhard entspricht es auch so: er sieht ja in der Unständigkeit „immer das Praktischste“. Wir glauben gern, daß er dabei nicht an „ein mystisches Geheimnis“ denkt und daß er nicht „um der Religion oder Sittlichkeit willen“ dieser Unständigkeit huldigt. Die Unständigkeit aber sehen wir anders. Wo sie für uns in Betracht kommt, wird sie Wahrhaftigkeit — wird sie Lauterkeit. So sehen wir sie als Fähigkeit eines Innern, nicht als lukrativste Handlungsmaxime, überhaupt nicht als Maxime. Das könnte sie schon nicht sein, weil sie nichts Festes ist, sondern etwas, das wächst und sich wandelt. Je mehr ein Mensch innerlich wächst, umso größer wird auch seine Anständigkeit, die immer unpraktischer wird, je mehr sie wächst. Es ist zugleich ihr Verständiges; denn der kleine, gemeine Verstand wird im Wachstum immer mehr ein großes Verstehen des Herzens. Dies Ver-

stehen läßt Herr Burckhard völlig vermissen. Wir erinnern uns hier an sein Urteil über Heinrich von Kleist, — an sein „stinkend“, wie er einst Kleists Stück „Der Prinz von Homburg“ bezeichnete. Das völlig Unpraktische im Menschen und Dichter Kleist muß ihm so schlecht gemundet haben. Es ist an jenem ein Grad von Wahrhaftigkeit und innerer Redlichkeit da, der dem Herrn Hofrat nicht mehr verständlich ist. Der mag ein Ausbund von Anständigkeit im praktischen Sinne sein, seine Kleist-Kritik jedoch bleibt immer unanständig unverständlich. Und solche Unverständigkeiten mögen sich öfters bei ihm wiederholen, wenn er Menschen und Dingen kritisch gegenübertritt, denen seine Person nicht gewachsen ist.

Zu diesen Dingen — scheint unser einem — gehört „die heikle Frage“. Daß man sie mit dem Staat zusammentut, dokumentiert uns schon ein unfreies Beschauen. Und erst die Schlüsse. „Ist die Prostitution nicht unentbehrlich, ist sie sittenlos und so verächtlich, daß man nichts von ihr wissen will, dann verbiete man sie, strafe sie und rotte sie aus.“

Wir denken: gerade wenn man einer üblen Sache entbehren kann, wird ihre Ausrottung ein Verbrecherisches. Denn: daß etwas entbehrlich ist, beweist, daß man seiner auf natürlichem Wege los wird und nicht nötig hat den Weg ruchloster Gewalt. Ausrotten sollte abseits der Wunschsphäre eines jeden wahrhaften Menschen liegen. Und dann gibt es auch Menschen, die ein Sittenloses noch für sittlich und ein Verächtliches noch für höchst achtbar halten, weil sie eben am Geachteten wie an der Sitte oft Verächtliches wahrnehmen. Die größten schöpferischen Menschen nähern sich dieser Anschauung.

Herr Burckhard aber führt seine Meinung über die Prostitution weltmännisch weitherzig weiter: „Ist sie aber unentbehrlich, ... dann heuchle man nicht, ... sondern nehme

sie wie so viele andere öffentliche Bedürfnisse in eigene Obforge, sei es, daß man sie fürsorglich überwacht, sei es, daß man sie in eigener Regie führt..... Freilich darf es dann nicht nur strafrechtlich verfolgt werden, wenn eine venerisch erkrankte Prostituierte — geschlechtlichen Verkehr übt. Sondern ganz derselbe Tatbestand müßte auch bei anderen Frauen — und auch bei Männern für strafbar erklärt werden. Ehrbare Mädchen und unehrbare Herren dürfen doch kein Vorrecht haben auf Verbreitung von Gonorrhöe und Syphilis.“

Der sehr umständliche Stil verumumt hier wohl unfreiwillig den Gedanken. Doch soviel ist vernehmbar: Der Verfasser empfiehlt die öffentliche Liebe der Obforge des Staates. Und dann, zur Abwendung sanitärer Gefahren, das Schnüffeln ärztlicher Polizei-Organen bis hinein in jedes intimste Liebesverhältnis. Und er glaubt dabei wohl noch: Gott weiß was für köstlichen Wohlfahrtsgedanken er der Menschheit gebracht habe.

So sind nun einmal diese vor lauter praktischem Sinn völlig veräußerlichten Menschen und freisinnigen Philister! Wenn man so einen hört, glaubt man immer einen ganzen Haufen zu hören. Und das Gehörte berührt wie ein Erhörtes: wie ein vom Markte Abgeschöpftes, nicht wie ein in einem Entstandenes. Das Utilitarische und Soziologische von außen her setzt sie völlig gefangen. Sie können sich nicht vorstellen, daß etwas gedeihe ohne ihre Obforge. Keine Frage, kein Tun! Sie empfehlen sich weiter mit der Obforge. Sie empfehlen sich selber dem Staat — der Gesellschaft, indem sie dieser oder jenem die Obforge für dies und jenes empfehlen. Sie bekennen es ja selbst: Ihre „Anständigkeit ist immer das Praktischste“. (Hier staune ich, wie gerade einer, der Kleist verurteilte, so bezeichnend von sich aussagen mußte.)

* * *

Soll ich mir noch Gedanken machen zur heiklen Frage? Es könnte nur sein aus dem Wissen des Gefühls heraus. Es wäre ohne Staat und Gesellschaft. Und da scheint mir die Frage gar nicht mehr so heikel. Die Natur kennt keine Prostitution. Sie sieht auch am Grunde der Prostitution nur ein Natürliches: eine Weiblichkeit, die sich dem Manne preisgibt. Das ist die Bestimmung des Weiblichen, das liegt in der Natur der Liebe. Es mag in mannigfachster Weise zustandekommen und von mannigfachen Beweggründen und Gefühlen ausgelöst sein. Sie bestimmen die Wertung der Preisgabe. Aber wo Staat und Gesellschaft an natürliche Dinge ihre gewalttätigen Hände legen, haben sie nie etwas verbessert. Was soll Gewalt von außenher ausrichten bei Dingen, die sich nur durch inneres Wachstum veredeln können, die in der Menschennatur bereits geordnet vorhanden sind? Erst die erzwungene Ordnung von außen her erbringt die Scheidung in sittlich und unsittlich. Ergebnis: auf der einen Seite die Ehe, auf der anderen die Prostitution. So erst haben Staat und Gesellschaft die Natur der Liebe prostituiert. Es wird auch ersichtlich, daß der eigentliche Begriff Prostitution auf Seite der Sitte, die immer auch ein Sichfügen ins Praktische bedeutet, heimischer ist als im ausgefekten und verachteten Stand der öffentlichen Dirne. O diese Obforge von Staat und Gesellschaft! Will man noch immer nicht bemerken, wie sehr die schöpferischen Menschen (es besagt: die wahrhaft und natürlich Schaffenden — die Menschen) dieser Obforge sich und die Dinge zu entziehen suchen? Muß ich es nochmals sagen: Ihr Wirken drängt überall auf die Ausscheidung der Vermittlung.

Wenn ich mich nun noch nach dem Wert der Weiblichkeit der Prostituierten frage, erkenne ich: er ist nicht leicht zu bestimmen. Der gewiß nicht seltene Fall, daß sich die

Prostituierte im Beruf völlig veräußerlicht und ihren Leib als feiles Gut handhabt und handhaben läßt, ermöglicht immer noch innerlich reine und hohe Beschaffenheit. Die viele Not im Leben, die eigene und fremde, mag den Leib zu äußerem Gut gemacht haben. Not bricht Eisen. So mag auch eine Weibseele zuweilen soweit gebrochen werden, daß ihr Leib — ihr Schoß käuflich wird. Der wunde Punkt ist die Not und nicht immer die materielle, auch die seelische, in die junge Mädchen leicht geraten, wenn sie von der Indolenz und Roheit der Gesellschaft oft eines äußeren Fehltritts wegen wie ausgestoßen behandelt werden. Doch das ist ein Nebenfächliches, das den Wert der Weiblichkeit einer Prostituierten nicht genug erhellt. Das tut der Fall aus materieller Not und der aus fremder noch besser als der aus eigener.

In solchen Fällen ist oft nicht einmal die physische Reife da, die nicht vom Alter abhängig ist, sondern vom Blut. Das Blut kennt noch keine Sucht — hat noch kein Bedürfnis. Und doch wird ein so Beschaffenes käuflich — wird Dirne. In der neueren Weltliteratur ist Ssonja in Dostojewski's „Raskolnikow“ die leuchtendste Gestalt dieses Typus. Der hat in weniger verfallenen, in weniger veräußerlichten und auf den Schein gestellten Kulturen nie das entsetzliche Aussehen angenommen wie bei uns. Er empfängt dieses Aussehen erst von unserer Gesellschaft. Und er ist immer noch Lichtfleck in unserem heutigen Dürrentum. (Das Hetärenwesen der Antike betrachte ich als ein völlig anderes — schon als Kult als ein völlig anderes.)

Diesem Lichtfleck unter den Dirnen gehe ich nun nach. Er zieht mein Empfinden an. Dem inneren Gange nach huldige ich, als Anhänger der Liebe, freilich weder der Ehe noch der Prostitution. Und der Widerwille ist auch noch in mir vorhanden, der sich scheuen würde, die Liebe aus so abge-

griffenen und von aller Welt besudelten Bechern zu trinken. Aber der Lichtfleck strahlt unbeirrt in mich hinein. Da zittert etwas von Tiefe zu Tiefe. Und ich erkenne: Wo der Leib, einer Notwendigkeit erliegend, ganz nur Außenseite geworden ist — ganz nur Oberfläche, da ist er auch weniger beschmutzbar. Es rinnt aller tätlicher Schimpf und alle Besudelung wie von selber ab. Es dringt nichts ein. Sinn und Gefühl so einer Dirne mag in der Ferne weilen bei lichterem Bildern, bei Gestalten der Träume oder untergetaucht sein in der Schwere des Lebens, während an ihrem Leibe ein niedriger Handwerker der Lust seine Gier und Geilheit stillt. So mag es oft und oft geschehen. Und da befällt sie ein Etwas — da tritt es aus ihr heraus, machtvoll und stark, und überflutet sie und umhüllt sie zugleich wie schützend: der Ekel. So zeigt sich mir die Verwandtschaft. Es geht auf mich über: Der Ekel vor allen diesen Leibern einer in Ansehen und Würden lebenden Gesellschaft, die sich mit ihren größten und rohsten Trieben an der armen Ausgestoßenen gütlich tun. Es ist der niederste Typ des Philisters, der das Ausgestoßensein der Prostituierten am meisten ausnützt. Er reist in fremde Städte, nur um sich ungestörter auslassen zu können. Er rechnet es sich noch zur Ehre, wenn er so eine Dirne recht gründlich verunehrt. Ihm ist sie wie ein Geschirr, in das er seinen ganzen Schmutz hineingießt. Und sie muß es über sich ergehen lassen — muß einen um den anderen dieser vor handwerksmäßiger Lust schwitzenden Leiber ihren eigenen Leib nach Belieben handhaben lassen. Wenn ich mir das vorstelle, wird mir so zu Sinn, als müßte ich so ein Mädchen auffuchen und geeint mit ihr in maßlosem Ekel schweigend Erlebnisse austauschen und intime Stunden erleben.

Und während ich so dies Thema verlasse, fällt mir plötzlich noch ein: Ist heute so eine Ausgestoßene nicht auch

die Kunst? Hat die Obsorge der Gesellschaft und Presse nicht auch sie prostituiert? Muß nicht auch sie gleichsam den Beischlaf erdulden von gemeinen Journalisten und anderen Philistern, wenn es ihrer Jungfräulichkeit auch nichts anhaben kann? Gint mich mit ihr nicht auch zuweilen der Ekel ob solchem Tun und eröffnet uns abseits in schweigendem Austausch unsrer Tiefen intime Stunden? — —

* * *

Indem ich alles noch einmal abwäge, wird mir die Fragwürdigkeit der Gesellschaft gegenüber dem Menschlichen immer mehr zur Gewißheit. Ich sehe das Enge und Trübe in Staat und Kirche von ihr aufgenommen, und so angewachsen vermittelt sie erst das Leben. Und wie sie es vermittelt: indolent und roh wie nur eine Macht sein kann, die sich nur durch Zusammenstehen von Vielen hält. Das Wachstum und das Sichentfalten des Menschen findet in ihr nur soweit Raum, als es ihren Interessen nicht zuwiderläuft. Den Interessen einer äußerlich zusammengefügtten Menge aber widerspricht bereits jedes e i g e n e Wachstum — jedes e i g e n e Sichentfalten. Und ohne dieses ist eine Menschwerdung nicht denkbar.

Hier klappt zwischen Gesellschaft und dem Menschen schon der Riß auf, der immer größer und tiefer wird, je mehr man mit Menschengen hinein sieht! Zuletzt gilt es in einem die strenge Scheidung: Hier Gesellschaft — hier Mensch! Der Philister wählt nicht, er lebt bereits in der Mehrheit. Und Menschwerden ist vielleicht immer mehr für jeden das Schwerste. Es hebt erst in einem die Scheidung auf von allem Menschlichen.

So sei es nun herausgesagt, vorbereitet und begründet genug: Unser einer kämpft nicht mehr gegen die Vorurteile der Gesellschaft. Wo wir unser Augenmerk noch auf sie richten, begegnen wir ihr, als dem Vorurteil.

Sie erscheint uns am Menschen wie eine Krankheit, die ihm seine Kräfte — sein Wachstum — seine ursprüngliche Ordnung und Freiheit unterdrückt. Ihr äußerliches Brückenschlagen von den Menschen zum Menschen ist fruchtloses Beginnen und entbehrt aller lauterer Absicht, da es nur beflissen ist, den Menschen einzuspannen, ihr Dienste zu leisten. Die Brücke vom Menschen zum Menschen liegt ewig im Unsichtbaren und kann nur begangen werden durch das Empfinden, das in Tiefen steigt. Wo die Gesellschaft über den Menschen herrscht, ist der wie seiner Wurzelung entrisen und hängt gleichsam in der Luft mit seinem ganzen Innern. Denn aller Halt und Stand der Gesellschaft ist ein rein Aeußerliches. Wie sollten Wesen wie Menschen, die ein Nicht-Endendes in sich tragen, von derartigem geregelt und beherrscht werden können? Wie käme der Mensch dort zu seiner Freiheit, wo gar kein Platz vorhanden ist, sein Inneres anzubringen? Die Gesellschaft ist somit keine Freiheitsvermittlerin für den Menschen. Nur der Philister — als einer, in dem das Treiben des eigenen Menschentums mehr oder weniger erstorben ist — empfängt von ihr Freiheiten und Rechte. Den Menschen aber bedrückt sie und nimmt ihm die innere Freiheit. Und den Freien vereinsamt sie. Soweit die Gesellschaft als Institution reicht, gibt es keinen Platz mehr für ihn. Und es bleibt uns die Tatsache: Nur der Einsame ist frei!

Und darum soll es einem sein Stolz und seine Freude sein: bis an sein Lebensende der Gesellschaft, der Welt des Philisters, keinen Schritt breit nachzugeben und noch am Lebensabend zu wissen, mit seinem Leben und Schaffen ihr doch etwas abgerungen zu haben vom Boden unter ihren Füßen.

* * *

Es ist inzwischen Schnee gefallen. Aller Groll in mir hat sich an der Landschaft gebrochen, die in blendender Weiße und in Sonne getaucht vor mir steht. Fast schmerzen mir die Augen vor lauter Glanz. Was soll ich noch Kritik üben, da ich nichts mehr schaue, was mich beunruhigt. Alles Aufbegehren ist verebbt.

Ich dachte mir mein Zürnen viel stärker und andauernder und wundere mich fast über den geringen Grad meiner Heftigkeit. Vielleicht ist es Kraftmangel. Vielleicht ist es das Sichvordrängen der Beschaulichkeit, die jetzt in mir wieder aufzuleben beginnt. Mein Schrifttum hat nun genug Krieg geführt, es sehnt sich nach Rast und Frieden. Und läßt draußen die Mitwelt. Was bedeuten unser einem auch Gesellschaft und Philister? Es sind künstlich gezüchtete Produkte, davon man sich anzueignen nicht nötig hat. Es nimmt sich dies Gezüchtete auch hilflos genug aus. Es ist gewiß Hilflosigkeit, die sich einen Machtzustand vor-täuschen muß, was in Gesellschaft und Philister umgeht. Und es liegt einem nicht, zu lange danach zu sehen. Der Weg zum reinen Menschen füllt ein Menschenleben aus mit Aufgaben für jede Stunde, auch wenn es einem nur vergönnt sein sollte, eine winzige Strecke davon zurückzulegen.

Von diesem reinen Menschentum will ich jetzt noch berichten und zwar das Schönste, was ich von ihm aus Büchern erfahren konnte. Es nimmt immer mehr mein Sinnen in Beschlag und geht vor mir her als ein überaus Machtvolles, dem ich zu folgen habe. Auch der Philister soll hören, wie es aussieht und soll zu ermessen versuchen, was ihn davon trennt. Die „Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse“ in der schönen Uebertragung von Martin Buber ent-

halten dieses Machtvolle, und das für mich Vorbildliche und Verführerischste daraus lautet so:

„Die reinen Menschen der Vorzeit handelten ohne Berechnung, suchten nicht Ergebnisse zu sichern, gaben sich nicht mit Plänen ab. Im Mißlingen hatten sie keinen Grund zur Reue, im Gelingen keinen Grund zur Selbstgefälligkeit...

Die reinen Menschen der Vorzeit schliefen ohne Träume, erwachten ohne Angst. Sie aßen ohne Genußgier. Sie atmeten tief. Denn reiner Menschen Atem kommt aus den innersten Tiefen, der Gemeinen Atem nur aus den Kehlen...

Die reinen Menschen der Vorzeit liebten das Leben nicht, haßten den Tod nicht. Der Anfang weckte keine Freude, das Ende keinen Kampf. Schnell kommen, schnell gehen: das war genug...

Solche Menschen sind am Geiste frei, an Haltung still, an Antlitz heiter. Ihre Kälte ist die des Herbstes, ihre Wärme die des Frühlings. Der Wechsel ihrer Triebe vollzieht sich im eigenen Gesetz wie der der Jahreszeiten. Sie sind im Einklang mit allen Dingen, und keiner kennt ihre Grenzen.“

Es ist, als hätte hier wer ausgesagt über das Intimste und Vollendetste eines Menschentums — über den Zug seiner tiefsten Tiefen, den zu unternehmen wir vielleicht noch nie Kraft und Klarheit genug hatten, und den doch schon das Aufrauschen eines Flügelschlages in uns kundtat, insoferne man aus der Art des Rauschens die Richtung er-

spähen könnte. Tschuang-Tse lebte bereits etwa dreihundert Jahre vor Christo — und wie wunderbar: es tönen seine Worte so frisch, als wären sie erst heute einem großen schöpferischen Menschen entsprungen, der mit sich selber ungemein weit gekommen ist. (Der deutsche Uebersetzer berichtet uns: „Die Lehre Lao-Tses ist bildhaft, aber gleichnißlos. Da kam die Lehre an einen, der — — — ihr Gleichniß dichtete. Dieser hieß Tschuang-Tse.“) Und mich dünkt: Wo eine Menschenseele völlig zu sich erwacht ist, mag sie die Worte Tschuang-Tses als ein Urverwandtes fühlen. Es ist ein Wichtigstes, das sich unserer Zeit entgegenstellen ließe — der Verphilisterung unserer Zeit: Die Verneinung der aufsteigenden Entwicklung. Die weisesten und seltensten Menschen verlegten schon vor mehr als zweitausend Jahren den reinen Menschen (es bedeutet: den Höhenmenschen) in die Vorzeit. Er war ihnen ein endloses Eines von Leib und Seele, von Leben und Tod, von Diesseits und Jenseits. Er war ihnen der wahrste Interpret der Natur — der Interpret ihrer Einheit.

Ich fühle hier die seelische Röstlichkeit des Gedankens mich leiblich durchströmen und rüste mich, freudvoll bewegt, daß er in mir Wohnung nehme. Denn es scheint mir das Menschlich-Vollendetste, das mir je ein Schrifttum gesagt hat. Ich schaue aus den Worten die reinen Menschen der Vorzeit als wahre Ueberwinder — als Besieger des Lebens: indem sie das Siegen nicht liebten, das Unterliegen nicht haßten. So konnten sie erst dieses Leben zuende erleben und konnten es völlig bejahen. Denn jedes Leben ist ein Unterliegen in seinem Ende, dem Tode; dieses Enden: die natürliche Zugehörigkeit zum Leben. Daher ein Uebersicheln: das eine lieben, das andere hassen.

Uns lehrte man lauter Gegenteiliges und Einengendes:

den Tod zu fürchten und das Leben nicht leben zu dürfen. Es nimmt sich aus wie eine Sperre der Wege, die zum reinen Menschentum führen. Ich möchte diese Wege wieder eröffnen helfen! Ich fühle mein Wesen sie schon lange ahnend begehen, ab und zu wieder abirren und dann doch noch sie auffinden und weiter verfolgen. Auf ihnen liegt auch die freigewordene Liebe, die nichts festhält und so nicht zuläßt, daß man ein Verlieren fürchtet. Denn Liebe, die Verlust fürchtet, ist noch unfrei. — Ich möchte diese Liebe erringen! — Auf ihnen liegen gewiß noch Entdeckungen für die Seele, die zu wunderbarer Gelassenheit führen. — Ob ich dazu gelange? — Auf dem Wege dieser Frage gewiß nicht. Es entdeckt nur der, der nicht auf Entdeckung ausgeht und sich völlig ausliefert. Es ist der Grundzug des schöpferischen Menschen. — Da steh ich auf einmal wieder vor der Kunst.

Und ich erkenne: Sie ist ein Sichausliefern. Nicht ein Ausliefern eines Guten — eines Nützlichen in einem. Nein! Ein bedingungsloses Sichausliefern ohne Frage nach Zweck und Nutzen. Denn Kunst, wo sie in einen einzieht, will aufspüren, will ans Licht bringen, was in einem verborgen ist, und mag es noch so fremd allem Bestehenden gegenüber stehen. Sie kennt nicht gut und böse, nicht schön und häßlich, sie kennt nur ein Vorhandensein — ein Da-sein und maßt sich nicht an über dieses zu richten. Wonach sie drängt ist einzig, dieses Vorhandensein zu heben und zu geben, so wie es ist. Daß es da ist, daß es so gegeben wird, wie es da ist — wie es gefühlt wird, also wahr — echt, macht in der Kunst einzig etwas gut wie schön, und es ist das Schwerste, es ungeschminkt zu heben und zu geben.

Hier verspüre ich, ich habe eine Verphilisterung aufgedeckt, die in der Kunst von heute wie eingebürgert ist: die

Scheidung in ästhetisch und ethisch. Hier das morali-
sierende und zweckliche Element, das auf Nutzenanwendung
gestimmt ist, und dort die Kunst des schöngeistigen Philis-
ters — des Aestheten — des Nur-Könners, die der Form
den Gehalt nimmt und von der Niezsche meint, daß sie sich
selber in den Schwanz beißt. (Wohl aus Mangel am Nö-
tigsten.) Denn letzten Endes ist auch der Schöpfer der
Genießer. Und ein Kunstwerk für den Genießenden wie
ein Gericht, das seinen Nahrungsgehalt stellen muß und in
Ermangelung eines solchen sich selber im Wege ist. Was
solche Ermangelung aber bedeutet bei einem Gericht, dessen
seelischer Nahrungsgehalt auch der Form erst das Leben-
dige und Bleibende gibt —!

Und nun erschau' ich: Wo die Kunst völlig zu sich ge-
kommen ist, findet ein Lebendiges seinen Ausdruck — wächst
sich ein Gehalt zur Form und bildet so erst, als ein zur
Form Gewachsenes, ein Wahres, das schön geworden ist.
So vereinen sich die Begriffe ästhetisch und ethisch zu einem.
Wo das nicht zuzutreffen scheint, mag es an der Unzuläng-
lichkeit des Beschauers liegen, an seiner Anmaßung, die
Dinge im Sinne einer Menschensatzung zu werten, zu richten
und zu scheiden. Das kennt das Kunstwerk als solches nicht:
es wertet nicht und richtet nicht und scheidet nicht. Als
Interpretation einer Natur lebt es einfach den Satz: Nur
das Wahre ist schön! — Es ist wohl die härteste Nuß
für den Philister.

* * *

Ich habe nun mein Thema für mich erschöpft. Was meine
Verfassung und mein Vermögen darüber auszusagen ver-
mochten, habe ich ausgesagt. Ich bin nun davon müde
und wende mich wieder der Quelle aller Kunst — der Natur
zu, die als Landschaft vor mir steht. So werde ich mir

neue Kräfte holen. Ich gelange immer mehr dahin, das Regenerierende der Natur zu fühlen. Das müßte nicht immer Landschaft — es könnte wohl auch ein Mensch sein, ein weiblicher Mensch. Denn vom männlichen habe ich an mir selber oft bis zum Ueberschäumen.

Aber wenn ich jetzt ein Geschöpf hätte, an dem mein Hang haften bliebe, und es nähme mich mit Liebe auf, ich würde zu ihm flüchten. Ich würde bei ihm ruhen und ausruhen und wohl auch seine Welt genießen, innig und dankbar, wie es sich ziemt für einen, der leiblich beschenkt wird und dessen Leib in die Seele mündet. Doch ich bin einsam. Und so schenkt sich mir einzig die Landschaft zum Genuße. Und ich nehme sie mit offenen Armen auf und genieße sie, als hätte ich ein herrliches Mädchen vor mir, danach ich glühe.

Ihr Aussehen ist unruhig, fast spröde. Die Stirne, ein Himmel voller Wolken. Die treiben ins Grenzenlose wie von wildem Empfinden bewegt. Die Luft weht fast warm. Es ist wie junger Hauch aus halbgeöffnetem Munde, der wonnig die Waldung bespült und die Hügelhänge, die Einschnitte und Fluren, und ihnen den Schnee und die Härte nimmt. Mein Wesen ist andächtig, mein Schauen kniet vor dem Bilde. Die herbe Kühle des Herbstes wirkt auf mich ein und offenbart mir die erschlossene reife Jungfräulichkeit des Vergehens. Es schürt meinen Lebensseifer.

Schon rückt mir alles näher und wird liebender und hingebender. Alles ist plastisch wie greifbar: die weichwelligen verführerischen Höhenzüge, — die Waldungen, die wie dunkle samtene Köpfe und Büschel aufstehen, — die verschneiten ausgedehnten Blöcken dazwischen, die in blendender Weiße schimmern. — Jetzt kommt in alles ein Glühen. So bringt der Vorgenuß der Liebe in die Dinge. Schnee-

freie Weidestflächen, mit Lärchennadeln wie mit lohendem Gewölke übersät, glänzen mir entgegen. Es ist, als läge Feuer ausgebreitet, das glatt und ruhig die Oberfläche bedeckt ohne eine einzige Flamme. Außer mir selber, der ich mich nun völlig verglüht niederneige, umflossen vom Atem des Raumes, von Einsamkeit und Stille.

Varena, im November 1911.

Der vorliegende Aufsatz ist zuerst
erschienen in der Halbmonatsschrift

„Der Brenner“

(Herausgeber Ludwig von Ficker)
Brenner-Verlag Innsbruck

Von Carl Dallago erschien im Kenien-Verlag
zu Leipzig:

Das Buch der Unsicherheiten Streifzüge eines Einsamen

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

J. B. Widmann im „Bund“ (Bern). — „Das Buch der Unsicherheiten“ ist nicht nur eine Reihe philosophischer Abhandlungen und aphoristischer Betrachtungen, sondern zugleich ein Stück Lebensgeschichte. . . . In Schönheit philosophieren — wie das die Griechen verstanden — das ist Dallagos schriftstellerische Tugend. Nur daß es bei ihm keine Dialoge Platons gibt. Wer immer einsam geht, muß sich aufs monologisieren beschränken. Geister aber sind ihm nahe, vornehmlich seine drei modernen Heiligen Segantini, Walt Whitman und Nietzsche, zu denen aus der Ferne der Zeiten die Erscheinung Jesu sich gesellt. . . . Ich habe das Wort „schwärmerisch“ gebraucht. Man darf diese Bezeichnung auf den Stil des ganzen Buches ausdehnen (Stil hier als Ausdruck der Persönlichkeit genommen). Dallago ist Enthusiast, ist Poet, wie es einst der ebenfalls gleichwohl scharfsinnig philosophierende, sogar tistelnde Novalis war. Auch an Friedrich Schlegel darf man denken. . . Nur hebt die viel reinere Naturandacht Dallago auf eine höhere Stufe. Und in seinen kritischen Exkursen interessiert er uns schon deshalb mehr, weil es die moderne Gegenwart ist, gegen deren Verkehrtheiten — einseitige Ueberschätzung des Intellektes und der Wissenschaft, Herrschaft eines oberflächlichen, der wahren Menschengröße feindlichen Journalismus — er seine flammenden Proteste schleudert.

Franz Servaes in der „Neuen Freien Presse“ (Wien). Sicher und beharrlich verfolgt der Tiroler Carl Dallago, als Lyriker und Philosoph ein Nachfahre Nietzsches, seinen Weg. Seinen rhapsodischen Kulturstreifzügen „Der Süden“ und „Geläute der Landschaft“ läßt er jetzt als dritte bedeutendste Exkursion ins Gebiet einer Zukunftskulturordnung dieses „Buch der Unsicherheiten“ folgen. . . . Er hat schon

früher einmal das Wort vom „Landschaftsmenschen“ geprägt. Als ein solcher Landschaftsmensch erweist er sich auch in seinem Philosophieren. Was dieser Dichter denkt, das sind gleichsam nur die Offenbarungen, die die Natur ihm zuraunt. Aus solcher Zwiesprache mit der Natur keimen die Gedanken dieses Einsamen. Hieraus schöpft er sich den Mut, mit sehr vielem zu brechen, was dem gewöhnlichen Kulturmenschen unentbehrlich dünkt. Und weil stets sein Ziel auf höchste Wahrhaftigkeit und Lauterkeit, auf ein wirkliches Zuschselbstkommen gerichtet ist, so sagt er sehr vieles, was auch dem anfangs Widerstrebenden mehr und mehr wertvoll wird. Zum mindesten rüttelt er unser intellektuelles Gewissen auf. Er ist in seinem Naturempfinden vor allem Segantini verwandt, seinem großen Südtiroler Landsmann, dem er einen verehrungsvollen Kultus widmet. Wie Segantini, so schöpft auch Dallago aus dem Zusammenleben mit der Natur eine Art von neuer religiöser Zuversicht. Und so kann es nicht wundernehmen, wenn dieser Dogmenlose auch eine Gestalt wie die Jesu von Nazareth in wundervoll-inniger Weise aufs neue nacherlebt und mit frischem Menschenblute füllt. Dies alles aber muß man in Dallagos eigener Sprache hören. Es soll hier auf das schöne und reiche Buch bloß aufmerksam gemacht werden.

Karl Höck im „**Brenner**“ (Innsbruck). Dallagos Philosophieren geht jenen selteneren Weg, den lebendige Philosophie immer auch noch zu gehen tief innerlich sich sehnt; einen heute gleichsam winterlich verschneiten Weg, den unmittelbar tatmäßigen, in einem hoheitsvollen Sinne praktischen: den Weg der leibhaftigsten Selbstauswirkung, der befreienden Entfaltung reiner und voller Menschennatur. Sein Tun scheint mir dem Tun jener Neuerer vergleichbar, welche die plastische Darstellung des Menschen aus jener hieratischen Gebundenheit und karyatidenhaften Unterordnung unter die Architektur der Tempel emanzipierten und damit erst eine selbständige Plastik schufen; jene Plastik, welche den Menschen erst in seiner natürlichen freien Leibhaftigkeit zeigt.

Paul Friedrich im „**Tag**“ (Berlin). In spannenden Kapiteln, die sich wie ein schöner, wertvoller, seelischer Roman von großer Reinheit des Strebens und Ursprünglichkeit des Willens zur Entfaltung lesen, rundet sich das Bild des Sichselbst-Suchers. Dallago bekennt

stolz und bescheiden, daß auch dies Buch noch keine Erfüllung sei, und er hat damit in einer Art recht. Denn es ist dazu noch zu sehr im persönlichen Suchen und Kämpfen verankert. Aber der fatten Sicherheit eines mit sich selbst zufriedenen Intellektualismus von heute, der in seiner papiernen Einseitigkeit glaubt, das Leben restlos erklären und „sicher“ machen zu können, gegenüber bedeutet diese Erkenntnis, daß alle menschlichen Gedanken voll ausgedacht immer nur tiefer in das Labyrinth der Fragen, Rätsel, Probleme und Wunder führen, kurz: daß das Sicherste in allen Dingen die Unsicherheit ist, eine Art großer und befreiender Erfüllung.

Dallago ist andererseits absolut kein Rousseau, der die ganze Welt der Kultur als Degeneration und Verfall anspricht, sondern er weiß sehr wohl, welche geistigen Reichtümer der Mensch im Laufe der Jahrtausende irrend und strebend errungen hat, und seine Licht- und Leitbilder einer zur Notwendigkeit werdenden „Menschendämmerung“, sind Menschen wie Homer, Goethe, Whitman, Nietzsche und Segantini, lauter Naturen, die das Licht des natürlichen Menschseins vorm Verlöschen in Barbarei und Zivilisationsektase hüteten oder die Errungenschaften dieser neuzeitlichen Zivilisation wie Whitman in den Rahmen des Universell-Natürlichen spannten.

Daß er dabei als Künstler zu einer schweren Anklage gegen die heutige Art des mehr oder minder feuillettonisierten „Kunstbetriebs“ kommen muß und so recht eigentlich zeigt, auf was für total anderen menschlichen und Lebensgrundlagen wirkliche, auf Dauer abzielende Kunst erwachsen muß, das ist sicher eine seiner überzeugendsten Wahrheiten. „Unsicherheiten“ will er geben statt Sicherheiten, die töten und lähmen; von Idealen zu reden, ist nicht seine Absicht, sondern er ist einer jener prachtvollen Pioniere der neuen Generation, die Ernst macht mit sich selbst und bereit ist, für ihre Ideale zu leiden und zu leben.



